

Christian Wolter Neumann

Deutscher – wer bist du?

Christian Wolter Neumann

Deutscher – wer bist du?

Eine biographische Begegnung mit Pflicht, Flucht und
Vertreibung

SANVEMA


Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Christian Wolter Neumann

Umschlaggestaltung: Xenia Rub
Bilder & Stammbaum: Christian Wolter Neumann
Lektorat: Daniela Seiler
Buchsatz & Layout: Verena Blumenfeld
Puplishing: Angela Zigann
Druck & Vertrieb:
tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

ISBN (Softcover): 978-3-347-90026-4
ISBN (Hardcover): 978-3-347-94124-3
ISBN (eBook): 978-3-98869-005-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für unsere Großmütter, Mütter, Frauen

Vorwort

*Ein Unrecht hebt kein anderes Unrecht auf, kein eigenes
Leid rechtfertigt das Leid anderer.*

14 Millionen Deutsche mussten aufgrund des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat im ursprünglichen Osten Deutschlands verlassen und wurden somit zu Vertriebenen. Zwei Drittel schafften es in die westlichen Besatzungszonen, aber über vier Millionen wollten nicht zu weit weg von der alten Heimat, weshalb sie sich vorübergehend in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) ansiedelten.

75 Jahre später müsste inzwischen jeder dritte Deutsche Vorfahren haben, die zu dieser Zeit aus ihrer Heimat vertrieben worden sind.

35 Jahre lang dachte ich, die DDR und der Sozialismus wären der alleinige Urheber für eigene erlebte Benachteiligungen oder jene der Familie, womit ich sicherlich auch nicht gänzlich falschlag. Wir haben bis heute kein Eigentum, denn meine Eltern trauten sich nie, Schulden aufzunehmen. Stets zahlten sie ein neues Auto bar mit ihrem Ersparnis und auch ich zögere den Kauf eines Eigenheimes ständig hinaus mit immer neuen Ausreden. 1994 im Westen angekommen, wurde ich erst mal in die Brennesseln geworfen und als dummer Ossi beschimpft, aber das legte sich mit fortwährender Zeit. Je jünger man war, desto besser konnte man sich integrieren. Zurück im Osten war ich dann aber immer der Wessi, den man von Jahr zu Jahr weniger greifen konnte, wenn er etwas aus seinem Alltag erzählte. In der Schweiz bin ich seit 15 Jahren

nur »der Deutsche«, was oft mit einer eher abwertenden Konnotation im Zusammenhang steht, da uns nach wie vor die NS-Vergangenheit, aber auch unsere eigene Naivität im Wege steht. Wenn man es 15 Jahre lang hört, dann fragt man sich irgendwann, »Deutscher«, was heißt das eigentlich für mich und meine Landsleute? Sind alle Deutschen naiv? Waren alle Preußen, Bayern oder Hessen etwa Nationalsozialisten? Sind meine Vorfahren Mitläufer gewesen oder haben sie sogar mitgemacht? Eine Antwort findet sich nicht so einfach, aber eindeutig wird schnell, dass unter allen deutschen Nicht-Juden die 14 Mio. Vertriebenen aus dem Osten des Reiches weitaus mehr Konsequenzen für den Zweiten Weltkrieg zu tragen hatten als Landsleute aus dem Westen, aber auch Mitteldeutschland. Selbst wenn die Sowjets den Bewohnern in der SBZ das Eigentum nahmen, so blieben ihnen immerhin die Heimat und das vertraute Umfeld.

Wir waren ausnahmslos Preußen, eine Region und Volksgruppe mit langer Militärgeschichte, welche die Wehrmacht dominierten und nicht in allen Fällen willige Mitläufer Hitlers waren, ganz im Gegenteil sogar. Hitler störte sich an den preußischen Militärs, da sie meist der Monarchie nachtrauerten und in ihm nur einen böhmischen Gefreiten sahen. Nicht zuletzt brauchte Hitler daher seine eigene Schutzstaffel, die ausnahmslos dem NS-DAP-Regime folgte.

Die Vertriebenen stellten mit ihren 4 Mio. in der SBZ also knapp ein Viertel der Bevölkerung der späteren DDR und daher ist es keine Überraschung, dass ich als geborener DDR-Staatsbürger gleich von mehreren Flüchtlingsfamilien abstamme.

Ostpreußen war mir immer ein Begriff, denn von dort floh meine Oma mit ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern, wobei Oma die Jüngste von allen war und noch auf dem Rücken getragen werden musste. Die Geschichte war mir bekannt, da meine Uroma auf sich allein gestellt war und die eindeutigen Auswüchse noch 65 Jahre nach der Flucht meiner Großmutter bis hin zu meinem Vater deutlich zu spüren waren.

Pommern war mir lange kein Begriff, es musste irgendwo in der Nähe von Mecklenburg-Vorpommern liegen, dessen Bevölkerung zeitweise sogar bis zu 50% aus Flüchtlingen des Zweiten Weltkriegs bestand. Heute mache ich mir den Vorwurf, nicht weiter nachgehakt zu haben, warum meine Uroma einen für mich so norddeutsch klingenden Dialekt hatte. Oder warum mich das Ostpreußen meiner anderen Oma so wenig interessierte, wo doch Geschichte immer eine Leidenschaft gewesen war. Ich hätte mit meiner Uroma lang genug sprechen können, sie war bei der Flucht bereits 28 Jahre alt und konnte auch darüber erzählen. Zwar tat sie das nur sehr selten, aber sie sprach mit jedem ihrer Enkelkinder darüber. Wir Urenkel waren hingegen erst mal zu jung und in ihren Augen vielleicht zu weit weg für die eigene Familien-Tragödie. Wer konnte auch erahnen, dass meine Generation der Kriegsurenkel nun endlich mit der Aufarbeitung für die Familie beginnen würde, weil für uns die eigene Tragödie weit genug entfernt scheint? Trotz meines Geschichtsinteresses und 100% Vertriebenen in beiden Familien wuchs das eigene Bewusstsein dazu nur langsam. Mit dem Kollektiv-Trauma der Kriegskinder, Kriegsurenkel und Kriegsurenkel erkannte ich plötzlich Verhaltensweisen meiner Eltern und Großeltern wieder und reali-

sierte, dass meine Generation nun an der Aufarbeitung der eigenen Geschichte arbeiten kann.

Persönlich hat mir die eigene Geschichte nicht nur einen Sinn verschafft, sondern auch Aufschluss über mich selbst und meine Familie gegeben. Ich konnte Dinge ans Licht bringen, die längst in Vergessenheit geraten waren, stieß aber auch auf Geheimnisse, die nicht wieder ausgegraben werden sollten. Ich musste 37 Jahre alt werden, um zu realisieren, dass ich nicht einfach nur Pech hatte, in einer Diktatur geboren zu sein, sondern dass die Kultur und Heimat meiner beiden Familien für fast 75 Jahre verschwunden bzw. ausgelöscht wurde. Eine Kultur, die ich kaum kenne, welche mir aber etwas hätte geben können. Es geht also nicht darum, die Opferrolle für mich und meine Familien einzunehmen, sondern darum zu wissen, wo man herkommt und welche Geschichte sich hinter dieser Herkunft befindet.

Von der limitierten eigenen DDR-Geschichte hin zu meinen Vorfahren aus Ostpreußen und Pommern bis ins 17. Jahrhundert mit Kirchenbüchern, Standesämtern, Heiratsurkunden und Totenscheinen ist es doch ein großer Sprung. Wenn dann noch ein GdC (Garde du Corps) des Kaisers dabei auftaucht, der den Ersten Weltkrieg durchlebte und erst auf Heimaturlaub und Weiterbildung heiraten und meine Urgroßmutter zeugen konnte, dann wird es plötzlich sogar richtig spannend. Schnell aber auch traurig, denn vor entsetzlicher Gewalt und Verschleppung ist man im Zweiten Weltkrieg nicht gefeit. Selbst namhafte Pfarrer, die für ihre Gemeinden in der Not blieben, waren vor Folter, Tötung und Verschleppung nicht sicher und so ziemlich alle unserer Großeltern verschwanden spurlos auf der Flucht oder noch in ihrer

Heimat. In Elbing, Ostpreußen sind viele deutsche Opfer unter dem heutigen Sportplatz verscharrt. Die deutschen Friedhöfe wurden vereinnahmt und es finden sich nur noch versteckte deutsche Gräberfelder, wie beispielsweise das Grab von Angela Merkels Großvater in Elbing (er war dort einmal Stadtpräsident) oder die meines Urgroßvaters in Zewelin, Pommern, wo noch einige andere Namen meiner Familie zu finden sind. Hervorzuheben ist, dass sich die katholischen Polen bis heute um die protestantischen Gräber kümmern und auch das Denkmal der Gefallenen im Ersten Weltkrieg unberührt geblieben ist. Zweimal war ich kürzlich dort und weitere Male sind bereits in Planung.

Nicht alle nachfolgenden Generationen kennen unsere möglicherweise kollektive Vergangenheit. Das Thema wurde im Geschichtsunterricht nicht umfangreich behandelt, ist in den Medien lange wenig präsent und auch die eigene Familie trug wenig dazu bei, zu erzählen, was Großeltern und Urgroßeltern meist totgeschwiegen hatten, weil der Verlust der Heimat für sie ein zu schmerzliches Erlebnis war.

Diese ist die Geschichte einiger meiner unmittelbaren Vorfahren, deren Lebzeiten noch nicht lange vergangen sind, aber über viele Jahre in Vergessenheit geraten sollten.

Prolog

Deutschland, Oktober 2011

Der Wind blies die gelben und braunen Blätter zu einem wirbelnden Tanz über den kleinen Friedhof. Die Trauergemeinde hatte in der Trauerhalle Platz genommen und die letzten Töne von »Il Silenzio« waren zu hören.

Die ganze Familie war zusammengekommen, um Margarete, genannt Oma Grete, das letzte Geleit zu geben. 94 Jahre, fast 95, war die rüstige alte Dame geworden, hatte einen Weltkrieg überlebt und die Flucht aus Pommern, auch wenn sie über Letzteres so gut wie nie sprach.

Christian saß mit gefalteten Händen in der zweiten Reihe. Der steife Kragen seines Hemdes kratzte an seinem Hals. Er war der Urenkel von Oma Grete und mit seinen 25 Jahren hatte er nicht häufig an Beerdigungen teilnehmen müssen, sodass ihn die Veranstaltung mit einer Mischung aus Trauer, Anspannung und Aufregung erfüllte. Viele seiner Verwandten, die heute zusammengekommen waren, hatte er seit Jahren nicht gesehen.

Wie merkwürdig doch Familie war, dachte er. Irgendwie war man miteinander verbunden, wusste, dass dies der Onkel, dies die Tante oder Cousine war, doch im Alltag hatte man kaum miteinander zu tun.

Oma Grete war seine Uroma mütterlicherseits gewesen und er hatte viele liebe Erinnerungen an sie. Nun lag sie dort vorne in der Urne, verdeckt von zahlreichen Blumenbouquets, die ihren starken Duft verbreiteten. Ob ihr das gefallen hätte? Grete hatte es nie gemocht, wenn man zu viel Aufheben um sie machte. Sie war ein bescheidener

Mensch gewesen, zurückhaltend und glücklich, wenn die Menschen um sie herum glücklich waren.

Erst jetzt bemerkte Christian, wie wenig er über seine Uroma wusste. Sie war alt geworden, fast 95, geboren im vorletzten Kriegsjahr des Ersten Weltkrieges. Was für eine Spanne an Weltgeschichte ihr Leben umfasst hatte. Tatsächlich dachte er über diesen Umstand jetzt zum ersten Mal nach und eine seltsame Art von Trauer ergriff von ihm Besitz. Warum hatte er nie die Gelegenheit genutzt, mit Oma Grete über diese Dinge zu sprechen, als sie noch am Leben gewesen war?

Eine Träne stahl sich in sein Auge und Christian wischte sie verstohlen mit dem Handrücken ab, in der Hoffnung, dass sie niemand gesehen hatte. Es war zwar nichts Ungewöhnliches, auf einer Beerdigung zu weinen, dennoch wäre er sich ein wenig albern vorgekommen. Oma Grete hatte ein langes und erfülltes Leben gehabt und war von schwerer Krankheit bis zum Schluss verschont geblieben. Alles war sehr schnell gegangen und sie war friedlich eingeschlafen. Ein Tod, wie ihn sich jeder nur wünschen konnte. Kein Unfall, kein Unglück hatte sie tragisch aus der Mitte des Lebens gerissen.

Christian blickte zu seiner Mutter, die ebenfalls sehr gefasst wirkte. Ja, für Oma Grete war es an der Zeit gewesen. Und dennoch war da so vieles, was nun für immer ungesagt und ungefragt bleiben musste.

Der Pfarrer trat an das Rednerpult und verschaffte sich räusperrnd Gehör, nachdem die letzten Orgelklänge verklungen waren.

Er begrüßte die Trauergemeinde und begann seine Rede mit einem Zitat von Georg Runsky.

»Wenn deine Mutter alt geworden und älter du geworden bist, wenn ihr, was leicht und mühelos, nunmehr zur

Last geworden ist, wenn ihre lieben, treuen Augen nicht mehr wie einst ins Leben seh'n, dann reiche ihr den Arm zur Stütze, geleite sie mit froher Lust, die Stunde kommt, da du sie weinend, zum letzten Gang begleiten musst.«

Der Geistliche ließ seinen Blick über die Trauergemeinde schweifen, bevor er fortfuhr.

»Wir trauern heute um Margarete. Sie starb im Alter von 94 Jahren und wir nehmen in Liebe und Dankbarkeit von ihr Abschied. Erinnern wir uns an das erfüllte, glückliche, aber auch leidvolle Leben von Margarete, geborene Wolter.

Sie wurde am 09. Februar 1917 in Potsdam geboren und wuchs in einem liebevollen Elternhaus auf. Ihr Vater war Landwirt und die Mutter Schneiderin. Margarete hatte drei Geschwister: Schwester Elsa, Schwester Herta, die mit 36 Jahren starb, und ihren Bruder Ernst, der mit 25 Jahren im Krieg gefallen ist. So lernte sie bereits in jungen Jahren Schmerz und Leid kennen. Margarete besuchte in Zewelin die Grundschule und arbeitete danach in der elterlichen Landwirtschaft.

1938 heiratete sie den Landwirt Werner Dahnz. In den Jahren darauf wurden die beiden Töchter Margot und Hanni geboren. Leider war dieses Familienglück nicht von langer Dauer, denn 1944 fiel der Vater Werner mit 33 Jahren im Krieg in Russland.

Nun musste Margarete mit zwei kleinen Kindern ohne ihren Mann zurechtkommen und den Hof ohne Hilfe bewirtschaften.

Die Wirren des Zweiten Weltkriegs brachten es mit sich, dass Margarete und ihre Familie sowie die gesamte Dorfgemeinschaft ihre geliebte Heimat verlassen und flüchten mussten. Margarete floh mit ihren Töchtern sowie ihren Eltern und Geschwistern im Pferdewagentreck

über Landstraßen und Wiesen, wobei sie sich immer wieder vor voranrückenden russischen Soldaten versteckt halten mussten.

Weiter ging es über mehrere Lager mit Viehwaggontransporten nach Köthen, wo die Familie mitten in einer kalten Oktobernacht 1945 ankam und keine Ahnung hatte, wie es mit ihnen weiterging.

Der Bruder des verstorbenen Werners wohnte in Köthen und nahm sie alle bei sich auf. Sie besaßen zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, als was sie am Leibe trugen. Ausgezehrt und erschöpft von den Strapazen der Flucht, gerade so mit dem Leben davongekommen. Viele andere hatten weniger Glück.

Margarete fand mehrere Anstellungen als Haushaltshilfe und lernte später ihren zweiten Ehemann Willy kennen, der 1980 verstarb. Sie hatten Freude an ihrem Schrebergarten im Zollhaus, der oft Treffpunkt der gesamten Familie war ...«

Der Pfarrer sprach weiter darüber, dass Margarete 1971 ihre Tochter Margot verloren hatte, doch dass die Enkel und Urenkel ihr ganzer Stolz gewesen seien und sie die letzten Jahre in einer Seniorenresidenz verbracht hatte.

Ein Stück von André Rieu wurde gespielt, doch Christian hörte gar nicht mehr wirklich hin. Er war wie paralytisiert. All die Jahre hatte er keine Ahnung gehabt, wie viel seine Uroma erduldet, erlitten und wie viel sie verloren hatte. Warum hatte sie nie darüber gesprochen? Und da war auf einmal dieser ferne Uropa Werner, der irgendwo im eisigen Russland auf einem Schlachtfeld gestorben war. Christian hatte zwar gewusst, dass es diesen Uropa gab, doch er hatte sich nie eine konkrete Vorstellung von ihm gemacht. Auf einmal aber, nach den Worten des Pfarrers, war er sehr präsent.

Unauffällig sah er sich um und glaubte festzustellen, dass es nicht nur ihm so ging. Sie alle hatten Uroma Grete vor allem als liebenswürdige, lebensfrohe alte Dame kennengelernt, doch von ihrer Biografie hatten die meisten von ihnen kaum etwas gewusst. Sie hatte auch nie darüber gesprochen – und keiner von ihnen, von den Enkeln und Urenkeln hatte sie je danach gefragt.

»Ich möchte diese Trauerfeier mit den Worten von Jörg Zink beschließen«, sagte der Pfarrer vorne am Rednerpult. »Ich bin überzeugt, dass es mehr Verbindungen gibt zwischen denen drüben und uns hier, als die meisten von uns heute meinen. Wir brauchen dazu keine besonderen Fähigkeiten. Wir müssen nur wissen, dass die Wand dünn ist zwischen jener Welt und der unseren.«

Die ersten Klänge von Ave Maria waren zu hören und die Trauergemeinde erhob sich, um die Urne nach draußen zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten.

Etwa anderthalb Stunden später kam die Trauergemeinde in einem kleinen Wirtshaus unweit des Friedhofs zusammen. Draußen zog ungemütliches Wetter auf, es nieselte und die Dunkelheit nahte bereits.

»Das ist ja total heftig, was Oma Grete alles erlebt hat«, sagte Christian zu den anderen. »Ich meine, sie hat mit uns darüber nie gesprochen.«

»Ja, Oma wollte nie so recht über früher reden. Krieg und Vertreibung und all das, das waren keine schönen Erinnerungen«, sagte seine Mutter. »Wenn das Thema darauf kam, hat sie immer abgewunken. Nur auf ihren Papa, den Franz, auf den war sie stolz. Ohne ihn wäre es der Familie nicht gelungen, aus Pommern zu fliehen, denn der Werner, der Mann von Oma Grete, der war ja bereits tot.«

Christian schweig einen Moment. Dann fiel ihm etwas ein. »Vor ein paar Jahren hat mir Oma Grete etwas geschickt. Es war ein Bild von Opa Franz. Es zeigt ihn in Uniform.«

»Ja, dein Ururopa war in der Garde vom Kaiser«, erklärte Christians Onkel. »Die *Garde du Corps* war eine Art Eliteeinheit damals. Da durfte nicht jeder mitmachen. Oma Grete war darauf richtig stolz.«

»Ich glaube, ich habe es sogar dabei«, sagte Christian. »Ich gucke mal in meinem Auto nach.«

Er stand auf und verschwand nach draußen. Kurz darauf kehrte er mit dem Bild im Brieftaschenformat zurück. Es zeigte einen ernsten jungen Mann in einer eindrucksvollen preußischen Uniform ganz in Weiß, den Schnurrbart in der damals typischen Form nach oben gewirbelt.

»Ja, das ist Uropa Franz«, sagte Christians Mutter. »Von wann ist das Bild?«

Christian drehte es um. »Von 1914. Fast 100 Jahre alt.«

Er schüttelte ungläubig den Kopf.

»Man nennt diese Karten übrigens *Carte de Visite*, das ist ein Fotografieformat aus der Zeit zwischen 1860 und 1915«, sagte Christians Onkel. »Es hat sicher etwas zu bedeuten, dass Oma Grete dir diese Karte geschickt hat. Sie wollte, dass du sie aufbewahrst.«

Andächtig betrachtete Christian dieses Überbleibsel einer längst vergangenen Epoche, angeschwemmt durch den Fluss der Zeit, über so viele Jahre nun in seine Hände gelangt. Das konnte doch kein Zufall sein, oder?

»Ich bin traurig darüber, dass ich nicht mehr über unsere Familie weiß«, sagte Christian und bemerkte, dass ihn auf einmal alle aufmerksam ansahen.

»Wie meinst du das?«, fragte ihn seine Mutter.

»Ich weiß kaum etwas über unsere Geschichte oder unsere Herkunft. Wer waren unsere Vorfahren? Ich meine Opa Franz auf dem Bild, da war er doch kaum älter, als ich jetzt bin, oder? Aber er lebte in einer ganz anderen Zeit, in einer Welt, die es heute nicht mehr gibt. Ich glaube, Oma Grete hat mir damals gesagt, dass das Bild in Potsdam aufgenommen wurde. Das gehörte doch zu Preußen. Und dann kam der Erste Weltkrieg und es folgte der Zweite sowie die Flucht aus Pommern und Pommern existiert auch nicht mehr. War denn von euch noch einmal jemand drüben? Was wurde aus dem Hof, den sie damals in Zewelin hatten?«

Christians Onkel lächelte. »Ja, Oma Grete engagierte sich sehr in einem dieser Vertriebenenvereine bis zum Schluss. Aber da sterben ja jetzt auch die meisten weg. Und mit denen hat sie Busreisen unternommen, auch nach Zewelin. Das liegt ja jetzt in Polen.«

»So viel Geschichte«, murmelte Christian.

Seine Mutter berührte ihn sanft an der Schulter.

»Ja, das ist auch deine Geschichte. Interessiert dich das wirklich so? Ich dachte immer, das ist für euch junge Leute nichts.«

Christian runzelte die Stirn. Bis zum heutigen Tag hatte all das tatsächlich kaum eine Rolle für ihn gespielt, doch die Grabrede hatte etwas verändert. Es war, als ob er jetzt wüsste, wie sehr Uroma Gretes und sein Leben verbunden waren.

»Es hängt alles miteinander zusammen«, sagte er. »Wenn Opa Franz Oma Grete damals nicht bei der Flucht geholfen hätte, dann wären wir heute nicht hier, oder?«

»Ein bemerkenswerter Gedanke«, sagte seine Mutter. »Vielleicht solltest du ein wenig Ahnenforschung betreiben. Da gibt es sicher das ein oder andere Interessante zu entdecken.«

1. Kapitel

Zewelin, Pommern 1895

Der Wind wirbelte Staub auf der Dorfstraße auf. Es war August und die großen Heuwagen brachten die Ernte in die Scheunen.

Das Fuhrwerk der Familie Wolter schaukelte, gezogen von dem kräftigen Braunen, die Dorfstraße hinunter in Richtung des kleinen strohgedeckten Hauses mit den beiden Scheunen, in dem die Familie lebte. Richard, Paul und Franz saßen hinten auf dem duftenden Heu, das nach dem Mähen in der heißen Augustsonne getrocknet war. Vereinzelt leuchteten blaue Kornblumen darin. Alle Kinder der Familie Wolter mussten, so wie jedes Kind im Dorf bei der Ernte mithelfen. Bis in den Herbst hinein waren die Tage angefüllt mit Arbeit auf den Feldern. Den Kindern blieb nach der Schule kaum Zeit, um zu lernen, so viel gab es auf den Höfen und in den Ställen zu tun und jede Hand wurde gebraucht.

Das Heu diente im Winter als Futter für die Kühe und Pferde.

Der siebenjährige Franz war 1888 im Drei-Kaiser-Jahr geboren worden. Im März 1888 war Kaiser Wilhelm I., jener Kaiser, der das Deutsche Kaiserreich zu seiner derzeitigen Größe geführt hatte, verstorben und ihm war sein Sohn, der schwerkranke Friedrich III. auf den Kaiserthron gefolgt. Die Hoffnungen waren groß gewesen, dass sich mit ihm das Reich liberalisieren und der Einfluss demokratischer Kräfte verstärken würde, schließlich galt er als Sympathisant des britischen Parlamentarismus und stellte

sich sogar gegen die innerdeutschen »Judenfeinde«. Doch schon 99 Tage nach seinem Antritt am 15. Juni 1888 starb er und sein 29-jähriger Sohn Kaiser Wilhelm II., der Lieblingsenkel der englischen Queen Victoria, kam auf den Thron, der das genaue Gegenteil seines Vaters war.

Von Demokratie und Parlamentarismus hielt er wenig, dafür hatte er ein traditionelles Verständnis des Kaisertums. Die militärische Aufrüstung und die Forcierung der deutschen Kolonialpolitik in Afrika gehörten zu seinen wichtigsten Themen. Er liebte Paraden und alles, was mit dem preußischen Militär zu tun hatte, schließlich war er der preußische König.

Dennoch war er ein Reformier mit modernen Ansichten, der die Sozialgesetze, die Otto von Bismarck ins Leben gerufen hatte, um die wachsende Anzahl der proletarisch Beschäftigten in den Fabriken der Städte vor Ausbeutung und im Krankheitsfall mit Versicherungen zu schützen, weiter ausgebaut hatte.

Vor allem die Wissenschaften förderte Wilhelm II., der an den Fortschritt und vor allem an den Primat der Technik glaubte. Gerade war man dabei, den verhassten Bruderstaat Frankreich zu überholen und die Weltmacht Großbritannien einzuholen.

Die Konkurrenz der europäischen Königshäuser untereinander war groß, was eine persönliche Note hatte, war man doch bis in das russische Zarenreich untereinander kreuz und quer verwandt.

Während im Zentrum des Reiches, in Berlin, Bremen, in Hamburg und vor allem im Ruhrgebiet die Zeichen auf Aufbruch standen, aller Orten die Maschinen stampften und Schornsteine der Fabrikhallen rauchten, gingen hier in Pommern im Nordosten des Kaiserreiches die Uhren langsamer.